

Der Fleischwolf und andere Horrormärchen

Wie immer bei diesen Abschiedszeremonien waren wir gespalten; die einen feierten, die anderen trauerten. So war es auch bei mir in der Familie: mein Vater tanzte und trank, meine Mutter weinte viel und zog sich zurück. Sie konnte nicht verstehen, wie sich ihr Mann über den Verlust eines Verwandten so freuen konnte. Mein Vater hingegen verstand meine Mutter und ihre Trauer nicht; unser Oheim und unsere Muhme waren jetzt an einem besseren Ort, sie durften endlich die ihnen vorherbestimmte Aufgabe erfüllen.

„Zu diesem Zwecke wurden sie von der Hand des Zweifüßers ernährt, ohne den Zweifüßer gäbe es uns überhaupt nicht, wer würde uns füttern?; der Zweifüßer muss leben, damit wir leben können.“ So hörte ich meinen Vater sprechen; es musste sich wiederum um eine seiner Dankesreden handeln. Gleich würde Mutter herbeistürmen und ihm vorhalten, dass er sich bei den merkwürdigen Wesen, die uns als Sklaven hielten, auch noch bedanken würde. So ist es wenigstens beim letzten Abschiedsfest gewesen.

„Du gehörst zu denen, die denken, die Hand des Zweifüßers wäre ein Automatismus, ein immerwährender, selbstverständlicher Hergang.“ Hatte Vater ihr entgegnet. „Aber du irrst, denn wir sind zu einem einzigen Zwecke auf dieser Welt, und nur dazu hat uns der Zweifüßer erschaffen, ihm nicht zu danken wäre purer Irrsinn: er hat uns erschaffen, und er entscheidet über unser Schicksal, ohne ihn wären wir nicht hier; wenn du ihn verleugnest, verleugnest du das Leben und unser aller Dasein an sich. Heute noch wetterst du gegen ihn, und morgen kehrst auch du an den Trog zurück, den er dir füllt.“

Ich erinnere mich noch an die Gemeinde, die um meinen Vater herumgestanden war, und wie sie die Becher erhoben und Zustimmungsrufe hatten erklingen lassen. „Dann sag deinen Brüdern und Schwestern wenigstens die Wahrheit!“, hatte meine Mutter daraufhin geschrien. „Du sprichst von einem besseren Leben, einem vorherbestimmten Dasein, aber sag ihnen doch, dass wir determiniert sind, Futter zu sein, dass sie uns fressen werden, dass wir nur dazu leben, verspeist zu werden!“ Ich weiß noch genau, wie meine Mutter damit die Feierlichkeiten beendet hatte; die Gemeinde quiekte heillos umher, einige krochen zitternd in einen Winkel, andere liefen wie angestochen im Kreis. Aber diesmal nicht, diesmal war es anders; meine Mutter blieb in ihrer Kammer und trauerte, die Gemeinde tanzte und lachte.

„Stimmt es, dass wir gefressen werden, wenn wir von den großen Händen gefangen werden?“, fragte ich Willibald, meinen nächst größeren Bruder, als wir uns schlafen legten. „Ja, es stimmt“, sagte Willibald und richtete sich auf. „Aus deinen Pfoten machen sie Sülze, so nennen sie eine glibberige Masse, die sie in durchsichtige Behälter machen und dann essen. Und sogar aus deinem Blut machen sie etwas, das `Hämoglobin´ heißt, und das machen sie in die Filter von ihren Rauchstengeln, oder etwas namens `Aminosäure´, und das machen sie in ihr Brot, damit sie es besser essen können, und aus deinem Fett, da gewinnen sie `Glyzerin´ draus, und das machen sie in ein Zeug, mit dem sie sich die Zähne putzen. Aber das meiste von dir wird gefressen, entweder am Stück, oder sie braten dich ganz über einem großen Feuer Ich habe es gesehen, ich habe den alten Egbert gesehen; sie haben ihm einen langen Spieß durch den Körper getrieben, vorne rein, und hinten wieder raus, und dann haben sie ein Fest veranstaltet und ihn über einem Feuer gedreht, bis sie ihn gegessen haben.“

Ich hielt mir die Ohren zu, trotzdem hörte ich die Worte meines Bruders noch. Warum hatte ich nur gefragt? „Und wenn du Pech hast, drehen sie dich durch eine Maschine, oder sie machen Wurst aus dir. Weißt du, was Wurst ist?“ Ich wünschte mir, mein Bruder würde aufhören zu sprechen, aber er machte weiter, wie so oft. „Wurst, das machen sie aus deinem Darm, ja genau: da! Glaub mir, Brüderchen, du willst gar nicht wissen, wie sie Wurst herstellen.“

Ich wusste nicht, ob ich meinem Bruder glauben sollte, aber immerhin ging er zur Universität, wie er es nannte; eine Gruppe von fünf oder sechs, die sich einmal pro Tag versammelten und ihr Wissen austauschten. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es wahr sein sollte, dazu war das alles viel zu grausam. „Wurst“, ich meine, allein das Wort. Wurst. Darm. Darmwurst. Wurstdarm. Wurst aus Darm, sowas gibt es nicht, das konnte ich mir einfach nicht erklären.

„Und mit dem Rest von dir“, sprach mein Bruder weiter. „Mit dem Rest von dir, dein Kopf und dein Ringelschwanz zum Beispiel, damit können sie nichts anfangen, deswegen zermahlen sie es und vermengen es mit anderen Resten, und dann schütten sie es uns zurück in den Trog. Schon Morgen könnten unser Oheim und unsere Muhme im Trog sein.“ Das hatte ich schon mal gehört, aber ich hielt das alles für Ammenmärchen, für Horrorgeschichten, die sich mein Bruder ausgedacht hatte, um uns Kleinere einzuschüchtern.

Wenn ich Vater fragte, bekam ich meistens nicht mehr als einen Tritt. Ich sollte nicht hinterfragen, was das Leben für einen Sinn hat. Ich sollte dankbar sein. Dankbar, überhaupt am Leben zu sein. Wenn ich Mutter fragte, strich sie mir nur über den Kopf aber antwortete nicht, sondern schwieg und ging hinfort. An manchen Tagen, wenn mein Vater etwas besser drauf

war, dann nahm er mich beiseite und sagte, dass es vollkommen egal sei, was nach dem Leben mit uns passieren würde, nur wichtig sei das Hier und Jetzt, alles darüber hinaus ... naja, sagte er, würden wir ja eh nicht mehr mitbekommen. Und dann zwickte er mich in die Schwarte, dass es leicht wehtat. „Siehst du: wenn du nicht mehr lebst, dann würdest du das zum Beispiel gar nicht merken, dann gibt es nichts, was dir Schmerzen bereiten könnte.“

„Vater sagt, nach dem Leben tut nichts mehr weh. Egal, was passiert, ich werde es nicht spüren!“, rief ich Willibald zu. Aber er lachte nur sein schäbiges Lachen. Bestimmt würde er mir gleich wieder diese fürchterliche Geschichte vom „Fleischwolf“ erzählen. Aber er ließ sich etwas anderes einfallen; es waren immer neue Horrorgeschichten: „Das glaubst auch nur du! Sie kommen und betäuben dich, aber manchmal machen sie es nicht gut, und du spürst noch ganz genau, wie sie dich an den Füßen aufhängen und dich aufschneiden. Und selbst, wenn sie es gut machen, selbst dann spürst du etwas. Bis sie dir endlich die Halsschlagader durchschneiden, bist du nur betäubt, aber noch immer lebendig. Glaub mir, ich bin einmal dabei gewesen, ich habe es gesehen. Der alte Egbert hat da gehangen und geblutet, und er hat sich noch bewegt; es ist, als würde dich jemand aufschneiden während du schläfst, nur, dass du nicht aufwachen kannst, aber du spürst das Messer, wie es durch deinen Bauch schneidet und ...“

„Nun ist es aber gut!“, mischte sich Friedrich, unser ältester Bruder ein.

In dieser Nacht konnte ich wiederum schlecht schlafen. Ich träumte von riesigen Zähnen und monströsen Klauen, die mich auseinanderhackten und meinen Körper zerteilten, während ich noch lebendig war. Neben mir sah ich meine Mutter, wie sie brannte, und meinen Vater, beziehungsweise nur seinen Kopf, der auf dem Boden lag. Ich quiekte auf und war hellwach. Anschließend weinte ich noch lange in mich hinein.

Am nächsten Tag stand ich am Trog und konnte nichts essen. Ich betrachtete die anderen, meine Familie, wie sie die klebrige und breiige Masse in sich hineinschlangen. Auch meine Mutter, vor allem meine Mutter! Vielleicht war es ja wahr, was mein Oheim gesagt hatte, kurz bevor er vom Zweifüßer geholt wurde: Wir sind zu nichts Besserem fähig, als gefressen zu werden. Wenn wir in der Lage wären, die Zweifüßer zu essen, würden wir es ebenso tun, und wir wären noch viel bestialischer dabei. Deswegen essen die Zweifüßer uns, und nicht wir sie.